

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 12

Artikel: Die Kleinigkeiten
Autor: Schäcke, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636189>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

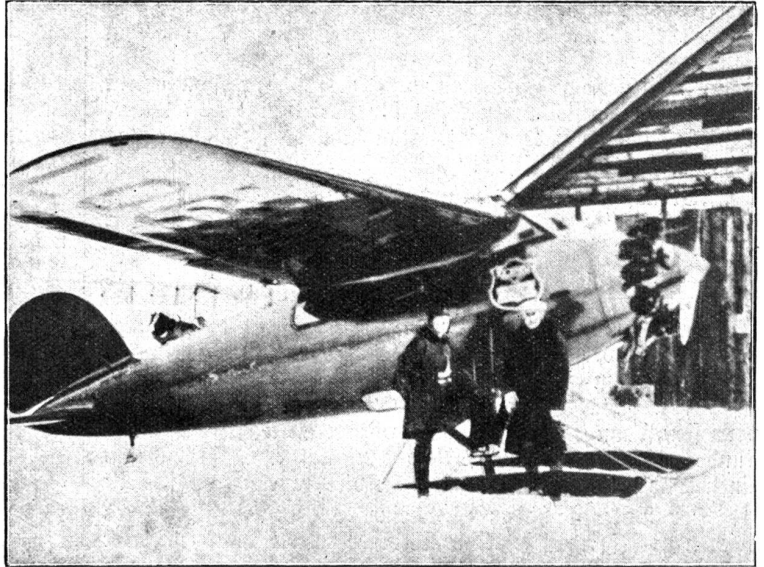
Ich hätte jetzt überall Häuser und Dörfer entdecken können, doch solchen Gaukelbildern nachgehen hieße im Kreise fliegen; das einzige Mittel in einer derartigen Lage ist, sich ein festes Ziel zu suchen und das unentwegt zu verfolgen. Für uns war der Kompaß der Notanker. Nach ihm mußten wir uns richten und blind weiterfliegen, wohin die Reise auch gehen mochte. Bei jeder unserer Kehren und Wendungen hatte ich den Kurs genau auf der Karte eingetragen; danach mußten wir ganz dicht bei Barrow sein, höchstens 20 Kilometer entfernt. Aber den Ort zu finden, schien aussichtslos. Es war sehr gut möglich, daß die Wolkenschicht sich nach Westen zu weit über das Meer erstreckte und daß wir also, wenn wir wieder in klares Wetter kamen, auf dem Weg nach Sibirien waren.

Ich wollte gerade Eielson bitten, nach Norden abzudrehen, um auf der ersten ebenen Eisfläche, an die wir kamen, zu landen, als ich plötzlich unter mir eine niedrige, mit Felsen besäte Küste erblickte. Nur einen flüchtigen Augenblick lang, aber schon hatte ich Eielsons Arm ergriffen, zeigte nach unten und brachte ihn und die Maschine rechtwinklig zu unserm bisherigen Kurs. Wir waren wieder ein paar Kilometer auf See hinausgekommen, ehe wir wenden konnten, und als wir jetzt gegen den Wind ankämpften, fürchtete ich schon, ich hätte wieder Gespenster gesehen. Aber diesmal war es kein Trugbild, wenigstens die schwachen Umrisse einer nach Norden streichenden Küstenlinie waren zu erkennen. Hurra! Jetzt brauchten wir nur der Küste zu folgen und mußten dann bald Barrow erreichen. Eielson war nicht ganz so vertrauenselig wie ich. Er sah die arktische Küste zum erstenmal, und der Anblick war an diesem Tag nicht allzu einladend.

Er brachte die Maschine bis dicht über den Boden nieder und folgte genau der Küstenlinie. Die Luft unten war in hellem Aufruhr, der Schnee jagte dahin und ergoß sich über die Spitzen der Klippen wie Zucker aus einem Faß. An sich war das ein alter vertrauter Anblick für mich, aber von oben, aus einem Flugzeug, war er neu. Früher hatte ich mich zu Fuß durch den tobenden Sturm vorwärts gequält, war zusammengeschauert, wenn der eisige Schnee auf meinem Gesicht taute und dann festfror, bis die Haut erstarrte.

Bald kamen wir an eine kleine Lagune, die ich wiedererkannte. „Nur noch 20 Kilometer“, rief ich Eielson zu. Er hielt den Kurs gradaus, doch er schien skeptisch. Mühsam kämpften wir gegen den starken Gegenwind an, mir schien es eine Ewigkeit. Wollte denn das Dorf nie kommen? Hatte ich mich geirrt? Nein, das konnte nicht sein; wer einmal an diesem Teil der arktischen Küste gewesen ist, der kennt ihre Form wieder. Ein paar Minuten später war die Unsicherheit von uns genommen: durch das Schneetreiben hindurch erkannten wir ein niedriges Eskimohaus, dann eine Kirche und ein zweistöckiges Gebäude.

Im selben Augenblick, wie uns die Bedeutung dieses Bildes klar wurde, waren wir auch schon vorüber, dann ging es über eine lange Lagune, und wieder erschienen einige Häuser. Ich erkannte die Handelsstation, die uns im Jahre 1913 so gastfreundlich aufgenommen, als wir fünf von der Stefansson-Expedition abgerissen und ausgehungert dort eintrafen. Ich zeichnete eine flüchtige Skizze für Eielson, als Anweisung, wo er landen konnte. Dann ging ich nach hinten in die Kabine und häufte alle erreichbaren Sachen in den Schwanz. In Barrow waren wir, jetzt sollte der Versuch daran kommen, von dem so viele behaupteten, es werde verhängnisvoll enden. „Auf einer Maschine mit Rädern ist es unmöglich, in der Arktis zu landen“, hatte man prophezeit, „selbst wenn die Schneekruste hart ist. Sie wird brechen, als Hemmschuh wirken, und die Maschine wird sich überschlagen.“



Unser Lockheed-Eindecker vor dem Schuppen in Fairbanks.
Aus: George H. Wilkins „Eismeerflug“. Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.

Ich war zwar einigermaßen sicher, daß sie das nicht tun würde, doch eine Beschädigung des Schwanzes konnte nicht schaden. Wir schwebten dicht über dem Eis hin, berührten den Schnee so leicht wie eine Wolke und kamen schnell, aber ganz glatt zur Ruhe. Dann rollten wir weiter bis vor die Eskimohäuser, die die Handelsstation umgeben.

Erst als ich die Tür des Flugzeugs öffnete, wurde mir klar, was für ein schreckliches Wetter hier herrschte; ein Wetter, bei dem man freiwillig keinen Fuß vor das Haus setzte. Der Schneesturm tobte ungehemmt, dabei waren 40 Grad unter Null. Als ich aus der Maschine kletterte, waren nicht viel Leute zu sehen, dann kamen ein paar Zungen herangestürmt, und schließlich wagten sich auch einige Ältere vor die schützende Haustür, darunter einige Eskimos, die ich vor 13 Jahren kennengelernt hatte. Endlich erschienen auch meine Freunde Charlie Brower und Fred Hopson auf der Bildfläche, strahlend vor Begeisterung; anscheinend freuten sie sich sehr, uns zu sehen, und ahnten nicht, wie sehr die Freude auf unserer Seite war. Aber hier beim Flugzeug war kein Raum zum Schwagen, die Nasen und Baden froren in dem scharfen Wind zu Eis, und die Fingerspitzen starben ab. Immer mehr Leute strömten zusammen. Indessen deckten wir die Zeltplane über die Maschine; glücklicherweise war die Kabine schneedicht, so daß wir den Inhalt unbesorgt darin lassen konnten. Dann kletterten wir den Hang nach der Handelsstation empor. Erst drinnen fanden wir Zeit, uns umzusehen und uns den Fremden vorstellen zu lassen. Fred Hopson schaffte eine Tasse dampfenden Kaffees herbei, die wir mit großem Genuß schlürften. Dann ließen wir uns erzählen, was es in Barrow Neues gab. Sir Georg H. Wilkins.

Die Kleinigkeiten.

Von Gerhard Schädle.

Neumanns hatten sechshundert Mark in der Lotterie gewonnen.

Am Abend, als der Vater aus dem Büro gekommen ist, sitzen alle um den großen Tisch im Wohnzimmer und beraten, was sie wohl am besten mit dem vielen, vielen Gelde anfangen können.

„Ich schlage vor, wir machen alle zusammen eine schöne Reise, vielleicht an die Nordsee, dort waren wir noch nicht.“ So spricht der Vater.

Frau Neumann meint: „Wir hatten uns doch schon so lange ein Abonnement für die Oper gewünscht — daran könnten wir doch jetzt einmal denken, wo uns das viele Geld in den Schoß gefallen ist. Das Jahresabonnement für zwanzig Vorstellungen kostet für zwei Plätze 135 Mark, ich habe mich schon erkundigt. Man sähe doch einmal etwas und käme unter Menschen!“

„Glaubst du nicht, daß uns allen die Seereise mehr nützen wird?“ fragte der Mann. Und die Tochter wirft ein: „Mutter hat ja gar nichts anzuziehen für die Oper!“

„Nun“ — meint die Mutter beschwichtigend — „ein Kleid wird wohl noch abfallen, wenn wir recht sparsam sind!“

Der fünfzehnjährige Karl: „Ihr habt mir doch immer ein Fahrrad versprochen — krieg' ich das jetzt?“

„Da reden wir noch mal drüber!“ meint der Vater.

Die Tochter hat einen Einwand: „Wenn wir wirklich verreisen, dann möchte ich doch vorher gern in die Tanzstunde gehen! Ein neues Kleid muß ich auch haben und einen Badeanzug — mein alter ist viel zu eng geworden!“

Der Vater lacht auf: „Meine Lieben, ich glaube, es werden noch so manche kleine Wünsche zutage kommen. Aber ich glaube, wir werden es schaffen, da wir doch erst in sieben Wochen an die See reisen! Wenn wir die ganze Zeit tüchtig sparen, dann geht es schon! Und wenn es mit dem Gelde gar zu knapp wird, dann bleiben wir eben nur drei Wochen am Meere, das muß dann auch genügen. Morgen ist Sonntag, da wollen wir zunächst einmal einen schönen Ausflug machen!“

„Soll ich den Rucksack packen?“ fragt Frau Neumann.

„Ach was, Rucksack!“ lacht Herr Neumann. „Morgen wird gefeiert, wir wollen wie feine Leute in Gasthäusern essen und trinken und mal sehen, wie es sich mit viel Geld in der Tasche leben läßt.“

„Papa wird leichtsinnig!“ lacht die Tochter. „Darf ich übrigens Tanzstunde nehmen?“

„Jawohl, mein Kind!“

„Und kriege wohl mein Rad?“

„Natürlich, mein Junge! Und Mutter krieg' ein Kleid.“

So fing der erste Spartag an.

Der Sonntag war schön. Man fuhr weit hinaus ins Grüne, ab mittags in einem idyllisch gelegenen Waldrestaurant Forellen und hinterher Wiener Schnitzel. Man trank auch Wein.

Am Nachmittag aß man in einem Waldkaffee Kuchen und trank Kaffee, und Vater Neumann spendierte allen einen Eierlikör.

Spät nachts kam man heim, mit roten Backen, müden Gliedern, Müdenstichen und dem herrlichen Gefühl, einen wirklich schönen Tag verlebt zu haben.

Am Montag besorgte Mutter neue Balkontästen.

Erna, die Tochter, kaufte sich Dienstag einen Badeanzug. Mutter sprach mit der Schneiderin — das war am Mittwoch.

Tags darauf holte Karl sein neues Rad vom Händler.

Freitags kam die Weihnäherin ins Haus, um Kleinigkeiten auszubessern.

Samstag nachmittags kauften sich Vater und Sohn neue Schuhe.

Den Sonntag blieb man — weil es regnete — schön zu Hause und hörte Radio.

„Wir sparen doch eigentlich jetzt eine Masse Geld!“ meinte der Vater. Aber die Tochter winkte ab — Vohengrün sang so bezaubernd — und das kann sich ein junges Mädchen nicht entgehen lassen.

Es wurden einige Kleider zum Reinigen gegeben.

Vater dachte nach, ob er seinen alten Gehrock wenden lassen sollte.

Das Opernabonnement hatte man aufgegeben, man wollte sparen.

Man stellte fest, daß die beiden großen Familienbadetücher nicht mehr sehr schön seien. Mit denen konnte man

unmöglich in ein Seebad gehen. Es wurden zwei neue Badelaken gekauft, für den Vater auch ein Badeanzug.

Erna hinterlegte 50 Mark und fing an, Tanzstunde zu nehmen. Von ihrem Taschengelde, das die Mutter mit einem nicht unbeträchtlichen Ausnahmestück versehen hatte, kaufte sie seidene Strümpfe und Tanzschuhe. Ihr neues Kleid war in Arbeit.

Der Vater kaufte sich eine neue Brille und zwar eine gute moderne Brille mit einem dünnen Hornrand. Die war nicht billig, aber sie stand ihm sehr gut und gab ihm das Ansehen eines guten und klugen Menschen.

Am nächsten Sonntag hatte man „große Gesellschaft“. Die Gelegenheit war günstig, man hatte doch das Lotteriegeld, da konnte man alle Pflasteinladungen mit einem Male abmachen.

Onkel Theodor mit Frau wurden eingeladen und Tante Frieda und Better Paul, Neumanns Bruder, und seine Schwester kamen mit Familie, aus dem Büro hatte man zwei Kollegen mit ihren Frauen gebeten, Frau Neumanns Kusine und ihre älteste Schwester kamen, den Hauswirt lud man ein, weil man sich gut mit ihm stehen wollte ... so wurde „das Haus voll“. Man räumte Bohn- und Eßzimmer um, mietete sich eine Köchin, und eine Hausangestellte vom Hauswirt, der ja geladen war, kam, um zu servieren.

Für die kleine Gesellschaft wurden einige Decken, ein schöner Leuchter, eine Kristallschale und zwei Vasen gekauft.

Zu essen gab es: Mocturlesuppe, gebadenen Zander mit Remouladensoße, Rehfilets mit Pommes frites, Madeirasöße und jungen Gemüsen, hinterher eine Eisbombe, warme Käseplatte, Früchte, Mokka.

Zu diesem außergewöhnlich guten Essen mußten einige Kleinigkeiten angeschafft werden, zum Beispiel ein silberner Soßenlöffel, einige Fischgabeln (leicht versilbert), vier kleine Mokkafasschen, weil die anderen nicht ausgereicht hätten.

Die kleine Gesellschaft war sehr befriedigt von allem Gebotenen. Man hatte sich rechtzeitig ein Grammophon mit modernen Platten geliehen, die Stimmung wurde lustig und ausgelassen, und Neumanns stiegen in den Augen der Gäste scheinbar turmhoch. Aber nur scheinbar, insgeheim wurden die spitzen Zungen laut, es ging in der bekannten Tonart: „Unheimliche Verschwendungssucht, nie haushalten können — hinführen soll — böses Ende nehmen — eingebildet — immer hoch hinaus — nichts dahinter — bloß geborgt — ...“ und so weiter.

Am späten Abend meinte Neumann zu seiner Frau, als die letzten Tanten gegangen waren und die Kinder die Früchte aus dem Rest der gewaltigen Bowle fischten: „Na, war das nicht geradezu ein Fest? Und doch gar nicht teuer! Hast du gesehen, was sie alle für Augen gemacht haben? Das wird uns sehr viel nützen! Sie werden alle denken, wunder wer wir sind! Und als ich sagte, es geht in fünf Wochen an die Nordsee — hast du gesehen, wie die Onkels und Tanten ganz bleich wurden vor Reid? Ich freue mich riesig auf die Reise!“

Frau Neumann stiegen die Tränen in die Augen: „Ach, ich glaube, du täuschst dich doch. Ich muß — dir sagen — das Geld ist alle!“

Erst lacht Neumann, dann, als er das tränenüberschwemmte Gesicht seiner Frau sieht, wird er plötzlich ernst und fragt heiser: „Ja wieso, was soll das heißen? Die sechshundert Mark können doch nicht alle sein — wir haben doch gar nichts Großes ausgegeben!“

Dann wird zusammengerechnet, im Stehen, ganz flüchtig, während es Tränen und Vorwürfe gibt.

Schließlich sind sie alle stumm, es hat sich herausgestellt, daß aus der geplanten Reise nichts werden kann.

Neumann schüttelt den Kopf: „So viel Geld auszugeben — das schöne Geld so zum Fenster hinauszuerwerfen — Ihr tut ja gerade, als hätten wir in der Lotterie gewonnen!“